

DER EIKO

Eine Kurzgeschichte von
TIM OSBORNE



tim-osborne.de

© 2023 Tim Osborne

Lektorat: www.deutsches-lektorenbuero.de

Druck im Auftrag des Verlags Ulrik Andresen, Kindbergweg 21, 64380 Roßdorf

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2023

Das vorliegende Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der Übersetzung, des Vortrags, der Reproduktion, der Vervielfältigung oder der Speicherung in einem Datenabruf-System.

DER EIKO

Den Raum, in dem ich nunmehr seit einer halben Stunde warte, könnte man problemlos als Schrank mit Sitznische bezeichnen. Mein Blick ist mangels besserer Optionen auf den Fußboden gerichtet: ein hellblauer PVC-Belag, der an den Seiten reinigungsfreundlich ein Stück die Wand hochgezogen wurde. Ein schmaler Gang verbindet zwei Türen: Durch die eine tritt der jeweilige Patient ein, um gehorsam Handy, Brille, Armbanduhr und etwaigen Schmuck abzugeben und in der Nische Platz zu nehmen. Hier werden ihm von einer Arzthelferin ein Haarnetz übergestülpt, Einweg-Schuhüberzieher angezogen und ein hinten offenes OP-Hemd mit Ärmeln umgehängt. Anschließend folgen drei verschiedene Augentropfen, jeweils in so großzügiger Menge appliziert, dass sie dem Patienten kurz darauf über das Gesicht laufen. Schließlich heißt es warten, bis das OP-Team bereit ist, einen weiteren Patienten durch die andere Tür entgegenzunehmen.

Ich kenne diese Prozedur. Mein linkes Auge ist vor zwei Wochen operiert worden, jetzt ist das rechte dran. Ich weiß,

dass der Eingriff nur wenige Minuten benötigt und dank der Vorarbeit der Narkoseärztin gut zu ertragen ist. Doch heute scheint die präzise getaktete OP-Maschinerie ins Stocken geraten zu sein. Es dauert einfach zu lange. Mit zunehmender Unruhe hebe ich den Blick und betrachte mich erneut in dem Spiegel, der aus mir unerklärlichen Gründen gegenüber der Sitznische an der Wand hängt. Ohne Brille und mit einem halb betäubten Auge sehe ich eine verschwommene Gestalt, die schicksalsergeben auf das wartet, was irgendwann folgen mag.

In diesem Moment wird die Tür zum OP-Bereich aufgerissen. Vor mir steht die Narkoseärztin, die ich schon vom letzten Termin her kenne. Sie stellt sich erneut vor und komplimentiert mich auf eine OP-Liege. Während ich in das grelle Licht einer riesigen LED-Leuchte an der Decke blicke, legt sie mir einen Zugang am Handrücken und schließt mich an einen Monitor an, der im Takt meiner Herzfrequenz zu piepen beginnt. Als sie erneut am venösen Zugang hantiert, weiß ich, dass sie jetzt das Medikament spritzt, das den Patienten eine stress- und angstfreie Operation ermöglicht und das die Amerikaner gerne für Hinrichtungen verwenden.

Viel spüre ich von dem Sedativum nicht. Da dies auch beim letzten Mal so war und ich den Eingriff trotzdem fast entspannt absolviert habe, mache ich mir keine Sorgen. Allerdings ist diesmal etwas anders. Ich merke, wie ein Patient aus dem OP herausgeschoben und neben mir abgestellt wird, doch niemand kommt, um mich zu holen. Und so blicke ich weiter an die Decke, bis irgendwann die Narkoseärztin erneut erscheint und den Bereich um mein Auge mit Desinfektionsmittel bestreicht. Ein Tropfen von der streng nach Jod riechenden Flüssigkeit läuft mir ins Auge und brennt wie Feuer. Ein Reflex lässt mich

die Augen zukneifen und heftig blinzeln, um die teuflische Substanz wieder aus dem Auge zu bekommen, doch das Brennen hält an. Minutenlang liege ich mit zugekniffenen Augen da, bis mich ein schriller Pfeifton zusammenschrecken lässt. Ich warte einen Moment, und als nichts passiert, zwingen ich meine Augen auf und stemme mich aus der liegenden Position hoch. Die Quelle des Lärms ist, auch ohne Brille, schnell identifiziert. Auf dem benachbarten OP-Stuhl liegt ein alter Mann, ein Auge ist verbunden und der neben ihm stehende Monitor blinkt hektisch rot. Verdammt, warum kommt denn keiner? Sie können den alten Herrn doch nicht einfach so liegen lassen. Ich blicke mich im Raum um, aber weder die Narkoseärztin noch das OP-Personal ist zu sehen.

»Hallo!«, rufe ich. »Hilfe! Wir brauchen einen Arzt!« Niemand reagiert, nur mein Überwachungsmonitor piept immer schneller. Erneut sehe ich zu dem Alten: Seine Augen sind geschlossen und das Gesicht ist totenblass. Ein dicker grauer Schlauch verschwindet in seinem weit geöffneten Mund. Warum haben sie den armen Mann intubiert?, frage ich mich, den Blick wie hypnotisiert auf den pulsierenden Schlauch gerichtet. Einen kurzen Moment warte ich noch darauf, dass sich alles regeln wird, dass sich eine einfache und völlig harmlose Erklärung findet. Bis ich mir schließlich eingestehe, dass niemand kommen wird. Dass ich allein bin mit einer Situation, die es so nicht geben dürfte. Ich stehe auf, das Sensorkabel leistet Widerstand, dann löst sich der Clip von meinem Finger. Gleich darauf beginnt auch mein Monitor verzweifelt zu pfeifen. In dem ohrenbetäubenden Lärm und unter hektischen roten Lichtblitzen umrunde ich die OP-Liege und nähere mich dem alten Mann.

Eine zähe transparente Flüssigkeit bedeckt den Fußboden um seine Liege. Darin winden sich graue Schläuche. Sie zucken, pulsieren, tasten über den Boden, pressen ihre runden, mundartigen Öffnungen auf alles, was sie berühren, nur um sich kurz darauf weiter in den Raum hineinzuschieben. Meine Beine wollen unter mir nachgeben, und nur mit äußerster Willensanstrengung verhindere ich den Sturz in das Gewimmel von Tentakeln. Wie gelähmt stehe ich da und betrachte den Realität gewordenen Albtraum, bis mich ein feuchtes Gurgeln des alten Mannes alarmiert. Ich blicke auf und sehe in seine weit aufgerissenen Augen, als hellroter Schaum aus seinem Mund quillt und das Gesicht hinab läuft. Und in diesem Moment weicht die Schockstarre von mir und ich bin wieder Herr meines Handelns. Ohne zu überlegen, schiebe ich die schleimigen Fangarme mit dem Fuß zur Seite und trete neben den Mann, um ihm den tödlichen Schlauch aus dem Hals zu ziehen. Doch das Gebilde ist nicht nur rutschig, es scheint sich auch im Inneren des Alten verankert zu haben. Um den Tentakel besser zu fassen, winde ich ihn zweimal um mein Handgelenk und zerre mit aller Kraft, während ich mit der anderen Hand den Kopf des Mannes auf die Liege presse. Abrupt gibt das Ding nach und rutscht aus der Luftröhre heraus, um sich augenblicklich um meinen Arm zu schlingen. Das bluttriefende Ende des Fangarms saugt sich am Unterarm fest und ein greller Schmerz explodiert an der Kontaktstelle. Jetzt ist es mein Blut, das auf den Boden tropft.

Ein heiserer Schrei mischt sich in den Lärm der Überwachungsmonitore. Doch es ist nicht der Mann, der den Schrei ausstößt. Er kommt aus dem Lüftungsgitter, das ich nun als den Ursprungsort der Tentakel ausmache. Ich sehe, wie sich

das Gitter in den Raum hinein biegt, wie weiches graues Fleisch zwischen den Metallrippen hervorquillt. Der verzweifelte Gedanke, dass ich das, was aus dem Schacht gegen das Gitter drängt, nicht zu uns hereinlassen darf, schießt mir in dem Moment durch den Kopf, als die Lamellen mit einem kratzenden Geräusch nachgeben. Ein Schwall aus grauem Fleisch und Schleim rutscht auf den PVC-Boden, um sich augenblicklich zu einer sackartigen Form aufzupumpen, die um ein Vielfaches größer ist als Öffnung und Luftschaft. Oben reißt der Hautsack auf, ein schwarzes Auge schiebt sich aus der Wunde und blickt mit ruckartigen Bewegungen im Raum umher, kommt dann auf mich gerichtet zum Stehen. Ich will zurückweichen, doch es ist schon zu spät. Der Tentakel, der sich in meinen Arm verbissen hat, zieht sich zusammen, ich leiste Widerstand mit der Konsequenz, dass sich das Ungeheuer jetzt an mich heranzieht und mit unzähligen weiteren Fangarmen nach mir greift. Dort, wo sie bloße Haut berühren, saugen sie sich augenblicklich fest. Ich spüre, wie sich Zähne oder Widerhaken in meinen Körper bohren, und schreie vor Schmerz. Und das Wesen schreit mit mir.

»Scheiße!«, kommt es von der Tür. Eine Frauenstimme. Doch ich komme nicht dazu, mich umzublicken, zu sehr bin ich damit beschäftigt, tastende Arme aus dem Weg zu schlagen und auf das Monster einzutreten, was dieses jedoch nur dazu bringt, noch lauter, noch schriller zu kreischen, während es seinen Körper unerbittlich näher an mich heranzieht. Dann reißt seine faltige Haut der Länge nach auf. Und wenn ich bisher gedacht habe, dass die Enden der Saugtentakel auch die Münder seien, erkenne ich jetzt, dass ich mich bitter getäuscht habe. Sein Leib ist das wahre Maul. Es ist von gelben, einwärts

gerichteten Zähnen umsäumt und scheint eine beinahe beliebige Größe annehmen zu können, bis der Körper des Ungeheuers nur noch aus einer klaffenden, rosafarbenen Öffnung besteht. Schon ist es groß genug, um einen ausgewachsenen Schäferhund zu verschlingen, doch ein Ende ist nicht abzusehen. Inzwischen umklammern die Arme mit festem Griff meinen Körper, während sich das an mich gepresste Tier immer weiter aufpumpt und dabei beginnt, sein Maul über meinen Kopf zu stülpen. Hilflos muss ich die tödliche Umarmung seiner kalten Fleischlappen ertragen, muss spüren, wie die Zähne über meine Haut kratzen, wie sich das Gewebe des Untiers hinter meinem Rücken wieder zu schließen beginnt. Verzweifelt prügle ich auf die nachgiebige Fleischmasse ein, doch keiner der Schläge erzielt Wirkung. Stattdessen bemerke ich, wie meine Finger von den Verdauungssekreten taub werden, während mir ätzende Dämpfe in Nase und Augen steigen.

»Es ist ein Eiko! Wo bleibst du?« Die Stimme der Frau klingt jetzt näher. Ich spüre die Dringlichkeit in ihren Worten. Ob sie eine Antwort erhält, entgeht mir. Zu laut ist das Kreischen des Wesens, in das sich nun das Kreischen einer Maschine mischt, Metall reibt auf Metall, und im gleichen Moment schließt sich der Sack aus Fleisch hinter mir und die Stimme des Ungeheuers erstirbt. Die Bewegungsfreiheit, um meinen Schlägen in die zuckende weiche Masse den nötigen Schwung zu verleihen, schwindet stetig, während das Wesen sich um mich zusammenzieht. Es ist ein gewaltiger Magen, der sich an mich presst, mir erst die Luft zum Atmen entzieht, um sich dann wie ein Band aus Stahl um meinen Brustkorb zu legen. Ein letztes Mal atme ich noch aus, klammere mich mit aller Kraft ans Leben, doch schnell ergreift eine lähmende Apathie meinen Verstand,

trägt mich sanft in einen grauen Nebel, dann treffen mich die Gedanken der Kreatur wie ein Schlag. Unbändiger Hass frisst sich wie Feuer in meinen wehrlosen Geist, nicht um mich zu töten, sondern, wie ein letzter Moment verzweifelter Klarheit mir verdeutlicht, um mich nach seinem Vorbild zu formen, vorzubereiten auf das Vasallendasein an seiner Seite.

Gierig sauge ich frische Luft in meine Lungen. Wie lange bin ich bewusstlos gewesen? Wahrscheinlich nur eine oder zwei Minuten, denke ich mir, denn mein Gehirn scheint noch zu funktionieren. Als ich die Augen öffne, offenbart sich mir ein Schlachtfeld. Fetzen von rosa Fleisch bedecken das himmelblaue PVC, dazwischen liegen abgetrennte Tentakel. Alles ist mit einer zähen schwarzen Flüssigkeit bespritzt, die fädenziehend von der Decke tropft. Eine junge Frau steht über mir und grinst mich an. Sie trägt ein weißes Tank-Top, Cargohosen mit Tarnmuster und pinkfarbene Gummistiefel. In ihrer linken Hand schlenkert lässig eine Akku-Kettensäge.

»Mann, das war ganz schön knapp. Etwas später und du wärst Eiko-Futter gewesen. Kein schönes Ende, heißt es.« Sie streckt den Arm aus, um mir aufzuhelfen.

»Nein, ist es tatsächlich nicht«, bringe ich mühsam hervor, ergreife ihre Hand und lasse mir auf meine zitternden Beine helfen. »Danke«, sage ich schlicht, da ich zu einer eloquenteren Anerkennung meiner Rettung vor der ewigen Verdammnis noch zu verwirrt bin.

Sie lächelt. »Schon gut, das ist ja schließlich unser Job.«

Jetzt, da ich ihr gegenüberstehe, muss ich meine Einschätzung ihres Alters revidieren. Das jugendlich wirkende Gesicht

mit den braunen Rehaugen steht in irritierendem Kontrast zu den langen, nur noch von wenigen dunklen Strähnen durchzogenen grauen Haaren.

»Das war nicht besonders klug von dir«, sagt sie und nickt mit dem Kopf in Richtung der Überreste des Ungeheuers. »Kämpfer, die den zwölften Grad noch nicht erreicht haben, sollten niemals einen Eiko auf eigene Faust angreifen. Du musst Verstärkung rufen und abwarten, bis sie eingetroffen ist. Das müssten sie dir eigentlich beigebracht haben.« Ihr Blick ist tadelnd. »Zu welcher Einheit gehörst du?«

Einheit? Ich verstehe die Frage nicht. »Was meinst du? Ich gehöre zu keiner Einheit«, stammle ich verständnislos.

Ihre Augen gleiten über mich, kehren schließlich wieder zu meinem Gesicht zurück. »Oh«, sagt sie und schüttelt den Kopf. Etwas Bedeutendes ist ihr soeben klar geworden. Sie schenkt mir einen kurzen Blick aus traurigen Rehaugen, dann wendet sie sich ab. Aus der Beintasche ihrer Hose kramt sie ein uraltes Klapp-Handy, wählt, wartet, spricht leise hinein. Ich höre das Wort *Grenzgänger*, dann höre ich noch etwas anderes. Ein Ächzen der Decke veranlasst mich, den Blick nach oben zu wenden. Das riesige LED-Panel über uns flackert, erlischt und stürzt zusammen mit den umgebenden Deckenplatten auf uns herunter. Ein Reflex lässt mich abwehrend die Arme hochreißen, doch die herabstürzenden Paneele verfehlen mich. Die Frau hat weniger Glück. Eine der großen Gipsplatten trifft sie im Genick. Das Handy fällt aus ihrer Hand und sie blickt einen Sekundenbruchteil zu spät nach oben, um das abzuwehren, was in der Zwischendecke auf uns gelauert hat. Mein Verstand meint, einen abgetrennten Schafsschädel zu erkennen, der hart auf dem Kopf der Frau auftrifft, um sich sofort mit einer Unzahl

kurzer weißer Krabbenbeine an ihrem Gesicht festzukrallen. Meine Retterin stürzt rücklings auf den Boden, greift mit beiden Händen in die faltige Haut, während die Kreatur ihr von Ohr zu Ohr reichendes Maul öffnet.

Mit aller Kraft ramme ich das obere Ende des Infusionsständers in den Kopf des Monstrums. Plastik und Knochen splintern, als das Metallrohr tief in den Schädel eindringt. Noch bevor ich die Stange aus dem Brei von Gehirn und schwarzem Blut ziehen kann, um zu einem erneuten Stoß auszuholen, lösen sich die Beine vom Kopf der Frau. Kraftlos lasse ich den Infusionsständer los, der im Fallen das Gesicht des Scheusals in meine Richtung wendet. Unter blicklosen roten Augen grinsen mich zwei breite Reihen perlweißer Zähne an, als wollte mich das Wesen selbst im Tod noch verhöhnen.

Der Blick der Frau wandert von der toten Kreatur zu mir, dann fährt sie mit den Händen über ihr Gesicht und betrachtet das an den Fingern klebende Blut. Völlig unvermittelt beginnt sie zu lachen. »Jetzt bin ich es wohl, die sich bedanken muss«, sagt sie. »So schnell kann sich das Blatt ...« Sie bricht abrupt ab und ihr Kopf wendet sich zur Tür. Draußen im Flur ertönen lauter werdende polternde Schritte.

Sie sieht wieder zu mir und in ihrem Zögern erkenne ich den Konflikt, den sie gerade mit sich austrägt. Dann greifen ihre Hände an ihren Hals, nehmen die filigrane Goldkette und streifen sie über ihren Kopf.

»Sie dürfen dich hier nicht finden. Sie würden dich ... Es wäre nicht gerecht.«

Bevor ich mich wehren kann, hat sie mir die Kette übergestreift und fingert an dem kleinen Anhänger herum. »Halt still, verdammt!«, ruft sie, dann höre ich ein leises Klicken.

. . .

»... und den Verband schön drauf lassen, bis wir ihn morgen hier in der Praxis wieder abnehmen.« Die sonore Stimme eines Mannes. Er muss hinter mir stehen. Ich will mich nach ihm umblicken, doch in diesem Moment beginnt sich die Liege zu bewegen und ich werde aus dem OP in den Vorraum geschoben.

»Alles gut bei Ihnen?« Die Anästhesistin beugt sich über mich.

»Ja, alles okay«, antworte ich pflichtschuldig.

Wenige Minuten später sitze ich wieder in einer Sitznische in dem schrankartigen Durchgang. Diesmal befinde ich mich auf der Seite, die aus dem OP herausführt. Sie ist, wohl um Platz zu sparen, das spiegelverkehrte Gegenstück zu der Eingangsseite. Eine Arzthelferin nimmt Kittel und Haarnetz entgegen, händigt mir meine Besitztümer aus und erklärt dann routiniert, was ich die ersten Tage nach der Operation zu tun und zu lassen habe. Ich höre nicht hin. Abrupt drängt sich diese Frage in meinen Verstand, die unbedingt gestellt werden muss: »Der alte Mann, der vor mir dran war: Wie geht es ihm?«

Sie weiß, was ich meine, das sehe ich an ihrem Blick. Nach einem Moment des Zögerns ringt sie sich zu einer Antwort durch, die Schweigepflicht und Datenschutz nur geringfügig strapaziert: »Ein kleines Kreislaufproblem. Es geht ihm schon wieder gut.«

Sie wendet sich ab und wie um ihre Worte Lügen zu strafen,

heult draußen vor der Praxis die Sirene eines Krankenwagens auf. Wir zucken beide zusammen.

Erst im Taxi nach Hause wage ich es, die Kette, die bisher unnatürlich schwer um meinen Hals gelegen hat, genauer zu betrachten. Die aus mehreren goldenen Ringen gebildete Fassung des Anhängers birgt einen kleinen Opal, türkisgrüne Einschlüsse schillern auf schwarzem Grund. Ich wende ihn im Licht, doch die feuerroten Farben aus meiner Erinnerung wollen sich nicht einstellen. Ich stecke das Kleinod wieder in das Hemd zurück. Die Gedanken wandern zu der Frau und ungewollt beginne ich zu lächeln. Ich habe mir gut gemerkt, wie sie den Anhänger bedient hat.

Torak, der Wald und die Frauen



Torak muss sich entscheiden. In seinem Heimatdorf, mitten im Stillen Wald, ist ihm ein ebenso sicheres wie langweiliges Leben gewiss. Doch er träumt von ruhmreichen Heldentaten und schönen Frauen. Kurzerhand lässt er sich anwerben, die verführerische Nelairi in die große Stadt zu begleiten. Ein Fehler, wie sich herausstellt.

Schnell muss Torak lernen, dass die Wesen in seiner Welt zuallererst an sich selbst denken. Täuschung und Arglist sind an der Tagesordnung. Doch sogar Torak ist nicht der Mensch, für den er sich bisher gehalten hat. In ihm erwacht das verhängnisvolle Erbe seiner Vorfahren. Als sich eine neue, dunkle Welt für ihn öffnet, erkennt auch ein Feind, alt wie die Zeit, Toraks wahre Natur. Plötzlich lastet das Schicksal der Welt auf seinen Schultern.

Packende, mitunter düstere Fantasy. Nicht gewaltfrei, mit Erotik und subtilem Humor. Frei von verliebten Werwölfen und Vampiren.

Tim Osborne

KAPITEL 12



Sturmwald, die weit entfernte große Stadt, hatte noch vor wenigen Wochen auf Torak und seine Freunde eine magische Anziehung ausgeübt. Viele Reisende hatten von ihr berichtet, ihren unermesslichen Reichtum und das geschäftige Treiben beschrieben. Vielleicht hatte der eine oder andere dabei auch ein wenig übertrieben, sodass in den Dorffungen der Eindruck entstanden war, dass Sturmwald ein Füllhorn an neuen Erfahrungen und einträglichen Beschäftigungen für sie bereithielte. Dort würde es all das geben, woran es ihnen in ihrem Dorf mangelte. Folglich waren bei den abendlichen Gesprächen der jungen Männer untereinander insbesondere die Sturmwalder Frauen ein immer wiederkehrendes Thema. Sie seien willig und nicht so verklemmt wie die Mädchen aus dem Dorf. Und sie wären sicherlich an den hübschen und kräftigen Jungs vom Lande interessiert.

Auch Torak hatte sich diesen Gedanken hingegeben und sich seine Erlebnisse in der großen Stadt in manchen Tagträumen vorgestellt. Neben ansprechenden Erfahrungen mit den Sturm-

walder Frauen – Toraks Fantasien führten ihn hier insbesondere in die freizügigen Badehäuser – sah er sich auch gerne in der Rolle des Helden und Retters der Stadt. Er würde nach begangener Heldentat auf seinem Pferd durch das Stadttor reiten und vom dortigen Volk gebührend gefeiert werden. Sicher wartete auch die eine oder andere Belohnung auf ihn, vielleicht in der warmen Wanne eines Badehauses.

Und tatsächlich war er jetzt auf dem Weg nach Sturmwald. Ein kleiner Hügel trennte die sechs Reiter noch von der Stadt, doch Torak konnte sie bereits riechen. Über die Hügelkuppe quoll ihnen in der Gluthitze des Nachmittags der bestialische Gestank gärender menschlicher Ausscheidungen entgegen. Dann überwand sie die Anhöhe, und Torak sah die vollen Ausmaße der Stadt. Sie war gewaltig, und sie platzte aus allen Nähten. Die Sturmwald nahezu ringförmig umfassende Stadtmauer ließ für neue Behausungen keinen Raum mehr und so wuchs vor dem einzigen Stadttor eine improvisierte Vorstadt aus Hütten und Zelten. Den Wald, der einstmals der Stadt ihren Namen gegeben hatte, gab es nicht. Längst war er dem Hunger der Menschen nach Bau- und Feuerholz zum Opfer gefallen.

»So, Torak«, sagte der vor ihm reitende Büttel. »Das ist das Ende deiner Reise.« Er vollführte eine genauso weiträumige wie unnötige Handbewegung in Richtung der Stadt. Dann legte er eine bedeutungsschwere Pause ein, fuhr aber nach einem Blick in Toraks entsetztes Gesicht jovial fort: »Mach dir keine Sorgen. Du gehst für ein paar Tage ins Gefängnis, bekommst dann eine faire Verhandlung und stirbst, wenn der Henker es will, einen schnellen Tod am Strang. Stell dir doch nur vor, du kämest in die Minen. Jahrelang nur Arbeit, Staub und Dunkelheit, bis du dir irgendwann die Lunge stückchenweise aus dem Leib hustest. Nein Torak, glaub dem alten Wilbert, so ist es das Beste für dich.«

Zumindest glaubte Torak, dass Wilbert das, was er sagte, auch

tatsächlich meinte. Die vier Büttel waren schlichte Männer, die das ausführten, was ihnen aufgetragen wurde. Hätten sie ihn töten sollen, so hätten sie dies, ohne mit der Wimper zu zucken, schnell und effektiv erledigt. Aber da sie ihn lebend und unversehrt von den Elfen nach Sturmwald befördern sollten, stand einem aufmunternden Gespräch mit dem Gefangenen nichts im Wege. Und so kam Torak erneut in den Genuss von Wilberts breitem, zahnlückigem Grinsen, das er zum ersten Mal vor zwei Tagen in seinem Haus bei den Elfen gesehen hatte.

An den Ausläufern der Stadt angekommen, nahmen die Büttel Torak in ihre Mitte. Erst dachte er, dass es sich hierbei um eine zusätzliche, wenn auch aus seiner Sicht nicht erforderliche Maßnahme handelte, um einen Fluchtversuch zu unterbinden. Doch schnell zeigte sich, dass dieses Manöver eher zu seinem Schutz diente. Der Gefangenentransport schien den Menschen eine willkommene Ablenkung und Unterhaltung zu bieten, denn sie strömten aus den schmalen Gängen zwischen Hütten und Zelten hervor und begafften ihn ungeniert. Kurz vor Erreichen des Stadttores hatte sich die Menge um sie herum so verdichtet, dass die Reiter fast zum Stehen kamen. Und Torak, der noch nie so viele Menschen auf einem Haufen gesehen hatte, spürte ihre Wut und Verdrossenheit. Dann flogen erste Steine, und Wilbur trieb die Gruppe im Galopp durch die Umstehenden in Richtung Stadttor. Sich krampfhaft am Sattel festhaltend, überlegte Torak, wem der Angriff gegolten hatte. Ihm, den Bütteln oder der Obrigkeit, die die Büttel repräsentierten.

Wenig später waren sie in Sturmwald angekommen. Trotz der nur kurz zurückliegenden Feindseligkeit der Vorstadtbewohner konnte sich Torak der Faszination der Stadt nicht entziehen. Straßen und Wege waren gepflastert und die mehrere Stockwerke

hohen Steinhäuser drängten sich eng aneinander. Manche von ihnen verfügten sogar über kleine gebogene Fensterscheiben aus Glas. Allerdings stank es auch hier und in den Gassen sammelten sich Unrat und Exkremete. Städter und Fuhrwerke zwängten sich durch die schmalen Straßen, und mehrfach musste die Gruppe anhalten, weil sich Karren ineinander verkeilt hatten und die Fuhrmänner sich gegenseitig anpöbelten, anstatt etwas zur Lösung der Situation beizutragen.

Toraks Kopf fuhr herum, als er eine bekannte Gestalt erblickte. Die schlanke Frau mit roter Haut und kurzen schwarzen Haaren war vor den Reitern in einen Hauseingang zurückgewichen. Einen Moment blickte sie zu Torak hinauf, und er sah ihre gelben Augen. Kein Erkennen lag darin. Es hätte ihre Schwester sein können, aber die Frau, die sich jetzt vorsichtig und jede Konfrontation vermeidend, an der Gruppe vorbeiwand, war nicht Cel. Es war eine Sklavin, wie ihm der Eisenring um ihren Hals mitteilte. Bald verschwand die Frau im Gewühl der Menschen und hinterließ eine ungewohnte Leere in Torak. Doch bevor er dem Gefühl nachspüren konnte, erreichten sie das Ende ihres Rittes. Die Gasse mündete in einen von hohen Häusern umstandenen Platz, auf dem um einen Brunnen herum an hölzernen Marktständen Waren angeboten wurden. Sie ritten über den Markt, und die Händler wichen mit ihren Ständen vor ihnen zurück, nur um gleich darauf wieder an ihren angestammten Platz zurückzukehren.

Die Reiter hielten auf das einzige Haus zu, das nicht von Kaufleuten und Marktständen belagert wurde. Die Büttel saßen ab, und einer löste Toraks Handfesseln vom Sattelknauf. Zwei Männer zogen ihn grob vom Pferd und ergriffen seine Arme. Dann schienen sie auf irgendetwas zu warten.

Wenn es auf dieser Reise je einen Moment zur Flucht gegeben hatte, dann war es dieser, schoss es Torak durch den Kopf. Gerade

wollte er sich von den beiden Bütteln losreißen, da erhielt er von hinten einen herzhaften Tritt in die Beine und fiel auf die Knie.

»Denk nicht mal dran, Jungchen«, sagte einer der Männer. »Eine falsche Bewegung, und du leistest der da Gesellschaft.« Torak konnte zwar nicht erkennen, ob der Mann hinter ihm auf jemanden zeigte, aber er entdeckte auch ohne seine Hilfe, wer gemeint war. Seitlich neben dem Haus stand ein hölzerner Pranger. Zwei horizontale Holzbretter hielten Kopf und Hände einer gebückt stehenden Frau fest. Ihr Gesicht war gen Boden gewandt, lange schwarze Haare verdeckten es vollständig. Das Wort »Diebin« stand in ungelinker Kreideschrift auf der Querstrebe des Prangers.

Torak beobachtete, wie sich zwei Halbwüchsige einen Spaß daraus machten, ihren Rock anzuheben und den entblößten Unterleib der Frau in Augenschein zu nehmen, während diese erfolglos nach ihnen zu treten versuchte. Sie schrie mit heiserer Stimme etwas Unverständliches; offenbar hatte sie schon einige Zeit in dieser prekären Lage verbracht.

Angetrieben von einer befremdlichen Faszination beobachtete Torak das Treiben. Er sah, wie sich die Frau wand, wie sie den gierigen Händen der Jungen zu entkommen versuchte, sah den schlanken Leib und die vollen Hüften. In seinem Geist entstanden Bilder, was er anstelle der Halbwüchsigen mit der wehrlosen Frau anfangen könnte. Kurz gab er sich einem Machtgefühl und seiner Erregung hin, dann realisierte er, dass seine eigene Situation um keinen Deut besser war. Niedergeschlagen wandte er den Blick ab.

Aus der Tür vor ihnen traten drei Männer. Zwei trugen eher fadenscheinige Kleidung und folgten dem Dritten in unterwürfiger Haltung. Sofort richtete sich der Blick aller Anwesenden auf den Mann, und Torak sah, dass sogar die Jungen am Pranger von ihrer Tätigkeit abließen, um unauffällig zwischen den Marktständen zu verschwinden. Wilbert trat an Torak vorbei auf den

Mann zu und verneigte sich tief. Dann entspann sich ein geflüstertes Gespräch, währenddem Wilbert wiederholt auf Torak zeigte und der andere Mann ihn interessiert musterte. Schließlich kamen beide auf ihn zu.

»Ich bin Klaric, Statthalter von Sturmwald«, sagte er in nicht unfreundlichem Ton zu dem immer noch knienden Torak. »Ich bin die rechte Hand unseres verehrten Fürsten Georod und für Verwaltung und Rechtsprechung in dieser Stadt verantwortlich.«

Torak legte den Kopf in den Nacken, um zu dem groß gewachsenen Mann aufzublicken. Eine auffällige goldene Kette baumelte von Klarics Hals, als dieser sich nach unten beugte, um Torak genauer zu mustern.

»Jetzt, da du mich kennst«, sagte Klaric, »wüsste ich gerne, wer du bist. Wie heißt du und wo kommst du her?«

»Torak, Herr«, stammelte der junge Mann. Dann riss er sich zusammen und sagte: »Mein Name ist Torak. Meine leiblichen Eltern habe ich nie kennengelernt, aufgewachsen bin ich bei Albor, dem Wirt, an der Großen Wegkreuzung.«

»Sehr gut«, sagte Klaric, und Torak meinte die Spur eines zufriedenen Lächelns auf seinem Gesicht zu sehen. »Und auf deinem Weg nach Sturmwald, bist du da den Sklavenhändlern Nimann und Nitalf begegnet?«

»Ja, Herr«, antwortete Torak, während Panik über die schnelle Wendung des Gesprächs in ihm aufstieg.

Jetzt lächelte der Statthalter tatsächlich. »Deine Verhandlung ist für morgen früh angesetzt.« Zu seinen Begleitern gewandt fügte er hinzu: »Ihr könnt ihn wegbringen.«

Torak sah seine vielleicht letzte Chance verrinnen, das über ihm schwebende Unheil abzuwenden, und wandte sich an Klaric: »Herr, darf ich fragen ...« Weiter kam er nicht. Ein heftiger Tritt in den Bauch nahm ihm die Luft, dann folgte ein überwältigender Schmerz. Er umklammerte seinen Leib, sank seitlich auf das

Pflaster des Marktplatzes und rang nach Atem. Nein, er durfte wohl nicht fragen.

Schmerzen und Luftnot dominierten Toraks ganzes Sein, als er von den Männern des Statthalters hochgerissen und in das vor ihm liegende Gebäude geschleift wurde. Er sah, wie der Boden unter ihm von Kopfsteinpflaster zu poliertem Stein wechselte, dann ging es ausgetretene Sandsteinstufen hinab in einen dunklen Gang. Die Wärme wich einer klammen Feuchte und ein durchdringender Uringeruch brannte in seiner Nase. Endlich ließen die Männer ihn los. Er fiel schwer auf den harten, schmutzigen Boden, Schritte entfernten sich und eine Tür schloss sich mit kratzendem Geräusch. Er war allein.

Torak blieb einfach liegen. Mit dem Gesicht auf den klebrig-feuchten Steinplatten wartete er darauf, dass der Schmerz endlich nachlassen würde. Zeit verstrich, ob es Stunden oder nur Minuten waren, konnte er nicht sagen. Schließlich wandelte sich das überwältigende Brennen zu einem dumpfen Pulsieren und Torak konnte seine Aufmerksamkeit wieder der Welt außerhalb seines Körpers zuwenden. Mühsam drehte er sich auf den Rücken.

Er lag in einer Art Keller. Rötliches Abendlicht fiel spärlich durch zwei vergitterte Fenster in den Raum und offenbarte ein großes, aus Steinquadern gemauertes Gewölbe. Bis auf verstreutes Stroh und einen Holzeimer schien sich nichts weiter darin zu befinden, doch dann erkannte er in einer dunklen Nische ein Bündel Lumpen in der Form eines Menschen.

Torak spürte Beklemmung in sich aufsteigen. War dies der Raum, in dem die Toten aufbewahrt wurden, bevor man sie zur letzten Ruhe bettete? Nein, beruhigte er sich, Stroh und Eimer sprachen eher für eine Unterbringung für die Lebenden. Aber er musste nachsehen, womit er es zu tun hatte. Er drehte sich auf die Knie und richtete sich dann vorsichtig an der Wand auf. Eine Schmerzwellen wollte ihn augenblicklich wieder zu Boden zwin-

gen, doch er kämpfte dagegen an und versuchte, die Hände gegen die Mauer gestützt, stehen zu bleiben und ruhig weiterzuatmen. Das darauffolgende Nachlassen der Schmerzen wertete Torak als ein gutes Zeichen und ging durch die zunehmende Dunkelheit vorsichtig auf das Lumpenbündel zu. Darübergebeugt erkannte er einen Mann. Alt, abgemagert und faltig lag er zusammengekrümmt in der Ecke. Fluchtbereit und auf alles gefasst, stieß Torak den Lumpenmann mit dem Fuß an. »Lass mich! Geh weg«, lallte das Bündel und entsandte mit seiner abwehrenden Handbewegung zugleich eine übelriechende Ausdünstung aus Alkohol und Urin. Er wich angewidert zurück und begann, den Kerker genauer zu inspizieren.

Zuerst besah er sich die beiden Fenster. Sie waren klein und befanden sich knapp unterhalb der Decke. Ein Gitter war auf ihrer Innenseite angebracht und ein weiteres auf der Außenseite. Dahinter sah er einen Streifen der Obergeschosse der Häuser am Marktplatz. Verzweifelt streckte er einen Arm nach oben durch die Gitter und spürte Pflastersteine unter seinen Händen. Torak kam sich dumm vor, als er an den Eisenstäben rüttelte. Das hatten sicherlich schon Hunderte Gefangene vor ihm probiert. Dennoch stemmte er ein Knie gegen die Wand und zerrte mit aller Kraft an den Stäben, doch das schwere Metall widerstand ungerührt seinen Bemühungen.

Dann untersuchte er die Tür genauer. Sie war aus Eichenbrettern gefertigt und bildete eine fast glatte Holzfläche. Griffe oder Beschläge sah er keine, sie mussten sich auf der Außenseite befinden. Er nahm Anlauf und rammte seine Schulter gegen das Holz. Ein dumpfer Aufprall war zu hören und eine Schmerzwelle brandete durch seine Schulter, dann erwachten auch die Schmerzen im Bauch zu neuem Leben. Und mit den Schmerzen kam ein anderes Gefühl, schlich sich in seinen Geist und ergriff Besitz von seinen Gedanken: Verzweiflung. Während des Ritts mit den



tim-osborne.de

Tim Osborne



@tm.sbrn



@tm.sbrn